

Das Buch

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **52 (1972-1973)**

Heft 8

PDF erstellt am: **07.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Buch

ANGEPEILTER UND ANGEWANDTER LIBERALISMUS

Über Neuerscheinungen

Es ist wohl der Radikalisierung auf der Rechten wie der Linken zuzuschreiben, dass sich in letzter Zeit neuer Sinn für liberale Haltung entwickelt hat. Er manifestierte sich zunächst in einer Reihe von Schriften vor allem deutscher Autoren. Dass sich die meisten Stimmen zu eigentlichen Weckrufen erhoben, wird damit zu erklären sein, dass sich diese Publizisten auf dem «dritten Weg» vorerst einsam sahen. Sie hatten ihn als politische Vorhut eingeschlagen und wollten auf diesem Marsch nicht allein bleiben. Sie suchten Gefolgschaft, und so produzierten sie nicht langatmige Abhandlungen für die staubigen Regale der Bibliotheken; sie verfassten zündende Appelle. Sie wollten überzeugen, mussten überzeugen, um nicht zwischen den Fronten aufgerieben zu werden.

In solcher Lage hilft man dem Argument stilistisch nach; die provokante Pointe bewirkt eben mehr als die frigide Analyse. Der politische Schriftsteller darf es sich und seinem Leser eingestehen, dass er etwas bewirken, dass er Politik machen will – was wollte er sonst!

Das war dem einen und andern Rezensenten lästig – es waren zumeist die Hüter des angegriffenen Status quo, die rezensierten. Und sie verbargen ihre materiellen Differenzen verschämt hinter formalen Zensuren und verschmähten den publizistischen Ausdruck politischer Leidenschaft als modische Provokationssucht.

Nun wird das Mass der Herausforderung, zu dem ein Autor greift, doch zuvor von der Einschätzung der Gesprächsbereitschaft seiner Kontrahenten bestimmt, freilich auch von seinem Temperament und seinem Führungsanspruch.

In der Bundesrepublik kam das Gespräch mit überraschend geringen Hemmnissen in Gang. Die FDP hatte freilich nicht mehr viel zu verlieren; sie musste alle Hoffnung auf ihre Regeneratoren setzen. Zu den ersten, die ihre Gesinnungsverwandten neu zu verpflichten suchten, gehörte Ralf Dahrendorf. Seine Publikationen waren allerdings weniger auf Beunruhigung als auf reflektive Teilnahme angelegt.

*

In eine der kritischsten Phasen der Freien Demokraten platzte zu Beginn des Jahres 1971 der Frankfurter Journalist und heutige FDP-Generalsekretär *Karl-Hermann Flach* mit dem Titel «Noch eine Chance für die Liberalen»¹. Das schmale Bändchen fand sogleich reissenden Absatz, und wenn nicht alles täuscht, hat es Parteigeschichte gemacht. Es wäre vielleicht eine forcierte Belobigung Flachs, wenn man ihm heute schon attestierte, er hätte mit diesem Aufsatz die Partei aus ihrem Rutschgebiet geholt. Sicher aber hat er eine Bewegung ausgelöst, die einem grossen Harst verwirrter und verirrter Parteigänger festen Grund unter die Füße

gab, einem andern Teil freilich vermeintlich sicheren Boden entzog. Die gängige, oberflächlich-schematische Betrachtung zeichnet diese Bewegung zur Linken hin. Wenn wir «links» verstehen wollen als ein politisches Verhalten, das Veränderung in Richtung Gleichheit begünstigt, so wäre die Bewegung in der Tat zutreffend registriert. Flachs Streitschrift – so bezeichnet er sie selber – betont auch gebühlich das dynamische Prinzip des politischen Liberalismus. Im kühnen Versuch, das Feld freiheitlicher und gerechter Politik abzustecken, ist Flach weit-schweifig. Systematik ist nicht die Stärke des Bändchens, aber dies scheint die Plausibilität seiner Aussage weder im einzelnen noch im gesamten zu beeinträchtigen. Kurz: ein handlicher Führer politisch Heimatloser, der diesen beibringt, dass sie zum Gewinn der Gemeinschaft heimatlos bleiben sollten.

Der Liberalismus, bei den Flügelpositionen allzu lange überheblicher Bespöttelung ausgesetzt, scheint in der Bundesrepublik eine «kognitive Statur» zurückzugewinnen. Eine Reihe weiterer Publikationen, wie etwa der interessante «argumentative Versuch» des Soziologen *Erhard Wiehn* «Katholizismus und Liberalismus in Konflikt»², tragen dazu bei. Die «Freiburger Thesen» zeugen vom neuen Selbstbewusstsein der deutschen Liberalen. Ob sie sich in den Bundestagswahlen dieses Spätherbstes behaupten werden oder nicht, wird jedenfalls nichts Schlüssiges über den Erfolg ihrer ideologischen Konsolidierung aussagen.

*

Mit der für unser Land üblichen Verzögerung liessen sich auch, widerstre-

bend zwar, die Schweizer Liberalen zum grundsätzlichen Thema machen. Bereits lag allerdings aus «Reinhardts Radio-Reihe» der Band «*Was heisst liberal?*»³, das Transkript einer Interview-Reihe des Westdeutschen Rundfunks und des Studio Basel, auf dem Tisch, ein definitiver Einkreisungsversuch, der den politischen Liberalismus in seiner Heterogenität skizziert. In diesem Buch begegnen wir wieder Dahrendorf, finden ein beredtes Zeugnis Karl Barths und lesenswerte Hinweise des früh verstorbenen Staatsrechtlers Imboden; Galbraith hebt die Wesenszüge des amerikanischen, Butler diejenigen des englischen Liberalismus hervor, Grlic, ein Gelehrter von Zagreb, grenzt den tückisch gehandhabten Liberalismus-Begriff der osteuropäischen Staaten gegen jenen der Liberalen in diesen Staaten ab, und der Deutsche Negt sagt als Vertreter der Neuen Linken dem politischen Liberalismus mit aller Gewissheit das Ende voraus. Zweierlei machte es den Adressaten dieser Publikation leicht, sich vor unbequemer Verbindlichkeit zu schonen: die Verschiedenartigkeit des thematischen Zugriffs und die Spärlichkeit der direkten Ansprache und Vergegenständlichung. Trotz aller Polyphonie sind die Konstanten des Liberalismus da aber herauszulesen, so dass sich die Schrift als Orientierungshilfe anbietet.

*

Ganz und gar unmissverständlich ist das Anliegen, das *Hans Tschäni* mit seinem neulich bei Schwabe erschienenen Büchlein verfolgt. Schon sein spitzer Titel «Die Diktatur des Patriotismus»⁴ verrät es. Wir kennen Tschäni, den Autor des «Profils der Schweiz», als beson-

nenen, kaum irritierbaren Beobachter der schweizerischen Szene, der sich's versagt, aus hohlem Bauch Kritik zu speien. Wenn er zum Wurf ausholt, so muss er seine Gründe haben. Er hat sie und reiht sie in effektvoller Gliederung auf. Sein Angriff zielt auf einen Schweizer Geist, der sich nicht genug über Freiheit verbreiten kann, der aber jeden Humor verliert, sobald ein Einzelner oder eine Minderheit von dieser Freiheit etwas haben will. Man redet zwar in diesem Lande fast ebenso oft von Interdependenzen; aber unser Schweizer Geist hört so selektiv, dass ihn nichts hindert, an eine uneingeschränkte staatliche Freiheit zu glauben... wenn sie nur von innen nicht gefährdet wird! Tschäni ist nicht einmal darauf aus, diese Freiheit als Phantom zu entlarven, was ein leichtes wäre – vielmehr mag er nicht glauben, dass unser Staat so bedroht sein kann, wie es die Schwarzseher der Rechten meinen. Er mäht diese Pflanze helvetischer Selbstgerechtigkeit allerdings nicht, ehe er ihr bis zur historischen Wurzel gefolgt ist, und er sagt im Schlusskapitel für alle, die es bis dahin noch immer nicht begriffen haben sollten, wodurch er diese Pflanze ersetzt sehen möchte. Mit seinem beherzten Plädoyer zugunsten der individuellen Freiheit, «für eine freiere Schweiz», etabliert sich Tschäni in der kleinen Gruppe liberaler Publizisten, auf deren Wort zu hören ist.

Den Anspruch, liberalen Geist zu bezeugen, erhebt mehr oder minder implizit auch *Ulrich Kägis* Buch «Wider den Strom»⁵, das, wie Kägi uns im Vorwort wissen lässt, nicht geschrieben worden wäre, hätte der Verlag nicht darum gebeten. Nun, der Verlag (Huber, Frauenfeld) wollte wahrscheinlich

Bekenntnisse eines politischen Konvertiten, eines früheren Kommunisten wohl gemerkt, wollte die Rechtfertigung dessen, der das rote «B» verweigert, weil er von den Bedingungen des hiesigen «K» sich hat überzeugen lassen, dass schon das rote «A» falsch war. Der Verlag hat etwa dies bekommen; «Vom Kommunismus zur sozialen Demokratie», heisst der Untertitel.

Was soll der Leser mit «Memoiren» eines einstmaligen kommunistischen Jugendfunktionärs und heutigen Journalisten einer bürgerlichen Wochenzeitung? Ist der Meinungswandel an sich denn eine so ausserordentliche und verdienstliche Sache, dass man ihn propagieren müsste? Soll man ihn zum Thema setzen statt zu den Selbstverständlichkeiten menschlicher Reifung rechnen? Solche Fragen blieben offen, wenn der rück- und ausblickende Autor ein mittelmässiger Schreiber wäre! Da es ihm aber gelingt, seinen Leser zu beteiligen, bedarf er keiner weiteren Legitimation.

Ob dieses Buch eines Liberalen Buch ist, lässt einen die Lektüre allein noch nicht ausmachen. In seinem zweiten Teil kriecht der Zweifel aus einzelnen Passagen. Wird hier der Schritt von einer dogmatischen Zelle in die andere beschrieben, und dies mit allen zwangsläufigen Fragwürdigkeiten des autobiographischen Versuchs? Vielleicht entlässt uns Kägi mit seiner weiteren Arbeit aus diesem Zweifel.

*

Liberaler Verpflichtung gemäss stemmt sich zuweilen unser derzeitiger Bundespräsident wider den Strom, und ihm ist es gegeben, gleichwohl bevorzugt in der Gunst der grossen Zahl zu ste-

hen. Noch bevor Anlass zu einer Bilanz seiner Regierungstätigkeit geboten war, legte uns Huber, Frauenfeld, eine Sammlung von Reden *Nello Celios* vor⁶. Ein sicherer Griff, was das Verlagsobjekt als solches anlangt (der Verkaufserfolg erweist es); die gewählten Ausschnitte hingegen machen, trotz ihrer thematisch einleuchtenden Gliederung, keine zwingende Ordnung der Kriterien sichtbar. Freilich sind uns die Reden, die zur Auswahl gestanden haben, im einzelnen nicht bekannt – wir sehen nur, dass die publizierten Texte zum geringeren Teil ihre aktuellen Bezüge überdauern können; mitunter sind sie von der Entwicklung bereits heute überholt. Gewiss, der eigenwillige und zugleich geschliffene Politiker hat seine Themen stets grundsätzlich zu behandeln gewusst, was andererseits nicht heissen will, dass die Sammlung einen einheitlichen Ausdruck staatsmännischer Weitsicht und Reflexion abgegeben hätte. Aber die Fragmente deu-

ten den für einen Mächtigen hiesiger Politik erstaunlich grossen Spielraum unkonformen Geistes an, eines Geistes, der sich im Konsens schweizerischer Selbstbehauptung dynamisch bewegt und so der Gefahr entgeht, von Realitäten oder Utopien verdingt zu werden. Insofern, als Exemplifikation freimütiger Politik, kann das Buch über seine Zeit hinaus gültig sein.

Jürg Tobler

¹Karl-Hermann Flach, *Noch eine Chance für die Liberalen*, S. Fischer-Verlag, Frankfurt 1971. – ²Erhard R. Wiehn, *Katholizismus und Liberalismus in Konflikt*, Verlag Elly Huth, Tübingen 1972. – ³Was heisst «liberal»? Reinhardts Radio-Reihe, herausgegeben von Alfred Blatter, Friedrich Reinhardt-Verlag, Basel 1969. – ⁴Hans Tschäni, *Die Diktatur des Patriotismus*, Pharos-Verlag, Basel 1972. – ⁵Ulrich Kägi, *Wider den Strom*, Verlag Huber, Frauenfeld 1972. – ⁶*Nello Celio, Demokratie im Wandel*, Verlag Huber, Frauenfeld 1972.

«ER LIEBTE, WAS IHM AUSGING, WIEDER EIN...»

Studien zum Motiv des Narziss bei Rilke

Rilke-Literatur ist oft nur mit Unbehagen zu lesen. Da waltet eine geheimnistuerische Esoterik, der Dichter wird mystifiziert und in die meist etwas verschwommenen Umriss des grossen Eingeweihten, gar des christlichen Künders hineingesteigert. Hand dazu bietet natürlich zunächst der Dichter selbst, der sich seinerzeit in solchen Rollen gefallen hat und in seinem Werk – dem

späten vor allem – dem Leser bewusst entzog in eine schwer zugängliche Welt privater Termini und eigener Bilder, ohne freilich verhindern zu können, dass er zum Idol einer ganzen lyrischen Epoche wurde.

Rilkes Lyrik wirkt auch heute noch faszinierend, aber wir gehen bewusster und sachlicher an die Interpretation heran. Das ist auch das Kennzeichen

der Arbeit von *Marcel Kunz*, der in exakter Kenntnis von Rilkes Werk und mit grosser Subtilität das zentrale Motiv des Narziss untersucht und dabei eine Art Koordinatensystem für die Erkenntnis dieser dichterischen Welt aufweist¹.

Ausgangspunkt für seine Arbeit ist die Stelle aus den *Metamorphosen* des Ovid, in der geschildert wird, wie Narziss sich an einer einsamen Waldquelle über das Wasser neigt und von sehnüchtiger Liebe zu seinem imaginären Gegenüber ergriffen wird, wie er sich mit seinem Spiegelbild vereinigen möchte und doch die Distanz nicht aufheben kann, ohne ebendieses Bild und Gegenüber zu zerstören: eine qualvolle Situation hoffnungsloser Sehnsucht. Damit ist die Lage des Narziss gekennzeichnet; der Raum zwischen Spiegel und Ich ist sein eigentlicher Daseinsraum.

Marcel Kunz erkennt bei der Untersuchung der narzistischen Motive in Rilkes Werk, dass hier nicht nur der «schmachtende» Narziss, sondern auch der «erhörte» Narziss eine wichtige Rolle spielt. Während Ovids Narziss die Erfüllung seiner Liebe versagt ist – er findet am Ufer der Quelle den Tod –, stellt Rilke in den dichterischen Gestalten des Engels, des Schwans, der Rose in symbolischer Weise Idealzustände des mit seinem geliebten alter ego vereinigten Wesens dar. Diesem Ideal steht die Realität des vergänglichen Menschen gegenüber, der sich verbraucht, der sich nach aussen verliert – immer wieder ins Bild des vom Körper ausströmenden Geruchs gefasst.

Gibt es in der Sicht Rilkes den Übergang vom schmachtenden zum erhörten Narziss? Gibt es den Schritt aus der Vergänglichkeit in die Dauer des Daseins? Kunz beantwortet diese Frage in

einer einlässlichen Untersuchung des Spiegelmotivs.

Dem Spiegel kommt für die Rückkehr zum eigenen Ich, sei es im ekstatischen Wirbel oder in der eindringlichen Kontemplation, entscheidende Bedeutung zu. Für den Engel, den Schwan, die Rose ist er das Mittel, die Vergänglichkeit in einem reinsten Raum zu überwinden, das eigene Verströmen zu «verhalten». Der Spiegel ist ebenso reflexiv wie rezeptiv. Ein Höchstes ist erreicht, wenn Spiegel und Gespiegeltes eins werden.

Auch die Frau gehört für Rilke zu den rein narzistischen Wesen, denen im Spiegel die Verhaltung und Rückschöpfung des geruchhaft sich verströmenden Daseins gelingt, die den Austritt aus der «abgezählten» Zeit in die «vollzählige» Zeit, in die «lauter Zwischenräume der Zeit» vollziehen können. Dem Mann ist diese Rückwendung nicht möglich. In Rilkes Narziss-Gedichten erweist sich die Selbstbespiegelung als trügerisch. Im Mann ist zuviel gewusste Welt, als dass sein «Wirbel der Rückkehr» gelingen könnte, und so bleibt ihm nur die Alternative des Verharrens vor dem Spiegel in leerer Reflexion oder aber des Hineinstürzens in den teilnahmslosen Spiegel ohne Wiederkehr.

Marcel Kunz sieht das späte Werk Rilkes wesentlich der Sorge um das Verströmen des Ich entspringen, wesentlich als Versuch, die Vergänglichkeit des Daseins wenn nicht aus der Welt zu schaffen, so doch in einem äusserstmöglichen Daseinszustand zu bannen.

Zunächst bietet sich die «Gegenform» als Mittel an, das körperliche Verströmen zu verhalten. Der Wind kann die Person schützend umgeben und ihre Form gleichsam in sich neh-

men. So umgibt er das Vergängliche mit einer Hohlform und schafft ein spiegelbildliches, nicht mehr dem willentlichen Zugriff ausgeliefertes Dasein. Auch der ausgesparte Raum, das Lid, die Hände können solche Dauer des Ich möglich machen, einerseits durch die Verhaltung, die in ihnen möglich wird, andererseits durch die bleibende Form des «Ausgusses», aus der – wie aus einem Gefäß – zurückgeschöpft werden kann ins Ich.

Die Metaphorik reicht hier häufig ins Erotische hinein. Kunz weist nach, dass Rilke in solchem Zusammenhang immer wieder christliche Vorstellungen einbezieht, ja dass er Erotisches und Sakrales in geradezu unbekümmerter Weise vermischt. In den «sieben Gedichten» liegt eine der gewagtesten Formen der Selbstdarstellung vor, sie zeigen eine drastische, ganz vom männlichen Pol her erlebte Darstellung des Erotischen. Dieser letztere Zug bestätigt sich im Ausblick auf die vielen Briefwechsel Rilkes mit Freundinnen. Nirgends ist darin von einem realen Du als dem Liebespartner die Rede, immer spricht sich in oft kühnen Metaphern eine bewusst ins Kosmisch-Mythische gesteigerte Autoerotik aus.

Kunz deutet von hier aus manche bis jetzt dunkel gebliebene Stelle aus den Duineser Elegien und den Sonetten an Orpheus. Er sieht darin nicht geheimnisvolle priesterliche Verkündigung, sondern gewagte Darstellung autoerotischen Erlebens. Damit betritt er eine zweite Ebene seiner Untersuchung: Rilke selbst trägt die Züge des Narziss. Aus Sorge um die Vergänglichkeit des Ich sucht er seine Person in einem höheren Bereich des Fühlens zu bewahren. Wenn schon Selbstvollendung versagt ist, so ist doch die Annäherung

an diesen Zustand möglich in der Aneinanderreihung ekstatischer Momente. Rilke prägt dafür das Bild der «Schaukel des Herzens». Wie sich die Schaukel zwischen den «moments sublimes» hin- und herbewegt, so möchte Dasein in ständiger Bewegung sich dauernd in diesen Augenblicken des «noch nicht» und «schon nicht mehr» halten. Das Steigen und Fallen der Herzschaukel bedeutet ein Kreisen um das greifbar nahe, aber nie endgültig vollziehbare Zurückkehren zu sich selbst.

Das ist der letzte Aspekt der narzisstischen Haltung: Narziss muss sich «in sich rühren», so findet er sein Daseinsglück – indem er schenkt und ausströmt, aber gleichzeitig zurückschöpft. Er gibt sich aber lediglich «fast» fort, denn nur so entsteht die Spannung zwischen Ich und Ich. Dieser Sachverhalt spricht sich in vielfältigen Motiven aus: der Brunnen ist Mund und Ohr zugleich, er spricht nur mit sich selber; der Atmende atmet einmal ausgeatmetes Selbst wieder ein.

Am verheissungsvollsten ist narzisstisches Lieben, wenn in einer Art «Binnenspiel» ein dauerndes Vertauschen der Rollen durch ein und dieselbe Person möglich ist, wenn ich einmal die Kelter, einmal der Trinkende, einmal der Wein bin. Dann kann ich fühlen, dass etwas von mir ausgeht, ich kann selbst mitgehen, bin aber gleichzeitig hingehalten, um das Ausströmende aufzufangen und zu genießen.

Die Umwelt wird von Rilke im Spätwerk nicht als So-Seiendes gesehen. Entweder ist sie ausgeströmtes Ich oder Gegenform zum Ich. Das Dasein ist in vielen Spielarten egozentrisch. Eine Verpflichtung ans Du, an die Umwelt wird nicht eingegangen.

Der Autor der vorliegenden Unter-

suchung stellt die Schlüssigkeit seiner Überlegungen in der Interpretation zweier Gedichte unter Beweis, welche ohne Vorbereitung nahezu unverständlich blieben, doch auf diese Weise sich als Beispiele einer ganz in sich geschlossenen und aufs höchste konzentrierten dichterischen Welt darstellen,

den beiden späten Stücken «Manchen ist sie wie Wein...» und «Gong».

Albert Hauser

¹Marcel Kunz, *Narziss, Untersuchungen zum Werk Rainer Maria Rilkes*, H. Bouvier & Co.-Verlag, Bonn 1970.

HINWEISE

Liberalismus

«Freisinn ohne Gemeinsinn? Aufruf zu einer Belebung des Liberalismus»: *Jürg Tobler*, selber Mitglied der Freisinnig-demokratischen Partei, nimmt in seiner provokativen Schrift Stellung zum Status quo des «Freisinns». Dieser hat seines Erachtens die von der programmatischen Artikulation des letzten Jahrhunderts bestimmte Stosskraft verloren und bedarf – zumal gegenüber der jungen Generation – neuer Inhalte und neuer Glaubwürdigkeit. Die Belebung könnte eintreten durch ein verstärktes Engagement an sozialpolitischen Fragestellungen und einem entsprechenden Alternativprogramm zur Sozialdemokratischen Partei. So werden – in 17 Thesen verdichtet – über das Parteipolitische hinaus aktuelle Tendenzen und Möglichkeiten des Liberalismus diskutiert (Flamberg, Zürich 1972).

*

Die Tradition des europäischen Liberalismus wird deutlich in der englischsprachigen Quellensammlung *European*

Liberalism (herausgegeben von Massimo Salvadori). Die auszugsweisen Textwiedergaben reichen von den englischen Ahnherren John Milton und John Locke über Montesquieu, Adam Smith, John Stuart Mill zu Walther Rathenau, Benedetto Croce und schliesslich zu Jean-Jacques Servan-Schreiber. Für eine erste Orientierung im Längsschnitt bietet die knapp kommentierte Sammlung gute Hilfen (John Wiley & Sons, Inc., New York, London, Sydney, Toronto 1972).

Theater

Zum 70. Geburtstag von *Leopold Lindtberg* sind, herausgegeben von Christian Jauslin, im Atlantis Verlag, Zürich, *Reden und Aufsätze* erschienen, die der Jubilar im Laufe seines Wirkens zu besonderen Anlässen geschrieben hat. Jauslins Nachwort gibt guten Aufschluss über die Stationen dieser Theaterlaufbahn und vor allem über die Zusammenhänge, in die die einzelnen Texte einzuordnen sind. Gegliedert ist die

Sammlung nach Äusserungen zur Bühne und zum Film, nach Überlegungen zum Theater in unserer Zeit sowie nach Aufsätzen und Reden, die dem Freundeskreis gelten. Spielplanvorschauen aus der Zeit von Lindtbergs Direktion des Schauspielhauses Zürich sowie Verzeichnisse dieser Spielpläne und der Inszenierungen Lindtbergs in Zürich und anderswo beschliessen den Band. Im ganzen stellt er die im Wort aufgehobene Summe eines reichen Lebens für das Theater und für den Film dar.

*

Bei gleichem Anlass ist, ebenfalls im Atlantis Verlag, Zürich, die Freundesgabe «*Lieber Lindi*» erschienen, weniger eine Festschrift als vielmehr eine Sammlung mehr oder weniger origineller, mehr oder weniger persönlicher Gratulationschreiben an Leopold Lindtberg. Warum als Buch? Warum nicht in einem handschriftlichen Exemplar, kostbar gebunden? Man kann die Frage nicht unterdrücken, gerade weil soviel echte, persönliche, durch gemeinsame Arbeit erhärtete Freundschaft spürbar ist, ja Intimität des freundschaftlichen Umgangs, die eigentlich nicht für fremde Augen bestimmt ist. Aber dann zweifelt man doch: Emil Staiger widmet Lindtberg zum Geburtstag seine Übersetzung des Prologs von Aischylos' Tragödie «Sieben gegen Theben», Max Lüthi erzählt von Schulerlebnissen mit Lindtberg, die füglich einem grösseren Interessentenkreis bekanntgemacht werden dürfen, und so entdeckt man in

dem Mosaik der Gratulationsadressen manchen Zug, der das Bild eines bedeutenden Theatermannes abrundet.

*

Eines der schönsten Theater der Welt, *Max Reinhardts Theater in der Josefstadt*, ist Gegenstand einer sorgfältig gestalteten und von Fritz Klingenberg herausgegebenen kleinen Kulturgeschichte. Verschiedene Autoren, von Max Mell bis zu Hans Weigel, haben Beiträge beigesteuert. Von besonderem Wert aber sind die teils farbigen, teils schwarz-weissen Illustrationen, die zusammen mit dem Text ein liebenswürdiges Porträt eines der traditionsreichsten Theater Wiens ergeben (Residenz-Verlag, Salzburg).

*

«*Schwabing – verliebt, verrückt, vertan*» ist der Titel einer Sammlung von Cabaret-Texten von 1900 bis heute. Die von Oda Schaefer herausgegebene und mit einem Nachwort versehene Sammlung beginnt mit dem «Elf-Scharfrichter-Marsch» von Leo Greiner, sie enthält Texte von Wedekind, Lautensack, Mühsam, Kästner und vielen andern, die einen lebendigen Eindruck der angriffigen Schwabinger Kleinkunst vermitteln. Mehr feuilletonistische, aphoristische, beschreibende Beiträge ergänzen das Bild eines legendär gewordenen Stadtteils mit seinen unzähligen Originalen, Kabarettisten, Dichtern, Diseusen, Gespielinnen, Zeitschriftenherausgebern, Zeichnern und Karikaturisten (R. Piper-Verlag, München).